

# Bibliotheken führen und entwickeln

Festschrift für Jürgen Hering  
zum 65. Geburtstag

Herausgegeben von  
Thomas Bürger und Ekkehard Henschke

K · G · Saur München 2002

# Die Bibliothek als kultureller Ort

---

Peter Strohschneider

## Buchmuseum.

### Vom Umgang der Bibliothek mit der Magie der Schrift

#### 1.

In dem kürzlich zuendegegangenen ersten Lustrum ihrer Geschichte nahm die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden unter ihrem Generaldirektor Jürgen Hering eine in vieler Hinsicht bemerkenswert positive Entwicklung: Mit Leichtigkeit könnte sie vergessen machen, wie durchaus konflikthaft und verwerfungsreich die Vorgeschichte gewesen war. Auch nachdem die politische Entscheidung für die rechtliche und faktische Zusammenführung der beiden größten Dresdner Bibliotheken mit dem Inkrafttreten des *Gesetzes über die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SächsLBG)*<sup>1</sup> am 22. Juli 1995 längst ihre definitive Gestalt gefunden hatte, blieben nicht allein viele Detailregelungen des schwierigen Integrationsprozesses umstritten. Auch das von manchen als Resultat bloß eines ökonomischen und finanztechnischen Oktroys aufgefaßte Grundsatzkonzept, zwei nach Funktionen, Strukturen, Bestandsprofil, Historie und Selbstverständnis so unterschiedliche bibliothekarische Institutionen wie die Sächsische Landesbibliothek und die Universitätsbibliothek der Technischen Universität Dresden zu fusionieren, es hat sich wirklich breite Akzeptanz erst schrittweise erwerben können. Heute sind all dies nurmehr Erinnerungen an längst geschlagene Schlachten. In diesen aber spielten selbst noch in den Monaten zwischen der Veröffentlichung des Gesetzes und der rechtlichen Etablierung der neuen Institution am 22. Januar 1996 nicht allein funktionale und administrative Probleme der Bibliotheksintegration eine wichtige Rolle, sondern auch symbolische Zusammenhänge, in denen die prinzipiellen Konflikte fortwirkten.

Einer der Austragungsorte solcher Auseinandersetzungen – und sicherlich derjenige, an welchem sie ihre konstruktivste Form annehmen konnten – war die vom Staatsminister für Wissenschaft und Kunst gemäß § 6 Abs. 3 SächsLBG berufene Integrationskommission. So hochrangig wie kompetent besetzt, hatte dieses Gremium unter der Leitung des ehemaligen Direktors der Düsseldorfer Universitätsbibliothek Günter Gattermann entscheidende Weichenstellungen für Struktur und Organisation der neuen Einrichtung vorgenommen. In seinen Beratungen allerdings spielte, sei es implizit, sei es explizit, immer auch ein Thema eine Rolle, das man angesichts der überreichen

---

<sup>1</sup> Veröffentlicht am 21. Juli 1995: Sächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt Nr. 18/1995, S. 205-207.

Problemlasten der Integrationsaufgabe für eher marginal hätte halten können. Es war indes in dem eben angedeuteten Sinne symbolisch aufgeladen und an ihm wurde stets auch um eine Bewahrung des kulturellen Selbstverständnisses der traditionsreichen Sächsischen Landesbibliothek gekämpft. Dieses Thema war die Frage, wie künftig in der neuen Bibliothek mit deren, wie man sagte, ‚musealen Beständen‘ umgegangen werden würde. Das Landesbibliotheksgesetz zwar hatte diese Frage im Grundsatz vorentschieden, indem es den Arbeitsauftrag für die Integrationskommission mit der Kautele versah, der Strukturplan für die zu errichtende Bibliothek müsse „die öffentliche Darstellung der musealen Bestände im Zentrum der Landeshauptstadt“ gewährleisten (§ 6 Abs. 3, Satz 3). Es waren jedoch höchst unterschiedliche Modelle, mit deren Umsetzung man diese Auflage erfüllen zu können glaubte. Nicht ohne Heftigkeit diskutierte man zwischen einem Zimelienzimmer im geplanten Neubau der SLUB auf dem Universitätscampus und einem Buchmuseum im zu rekonstruierenden Dresdner Schloß die verschiedensten Möglichkeiten der immer auch symbolischen Selbstrepräsentation der neuen Institution und ihrer alten Vergangenheit. Dabei war es eine der Schlüsselfragen, was unter „Darstellung der musealen Bestände“ zu verstehen sei. Noch im Protokoll der Abschlusssitzung der Integrationskommission wird festgehalten, ein Kommissionsmitglied weise darauf hin, „daß die geforderte ‚Darstellung von Beständen‘ keinesfalls gleichbedeutend mit der ‚Ausstellung von Beständen‘ ist. Die Darstellung ist wesentlich weiter zu fassen und enthält zusätzlich so wichtige Bestandteile wie die Präsentation von Informationsmaterialien, Graphiken, Berichten u.ä.“<sup>2</sup>

Selbst am Ende der Neugründungsphase der Sächsischen Landesbibliothek ist also das Konzept für den Bereich der ‚musealen Bestände‘ noch strittig: Textsortengemäß blendet die Protokollnotiz jene, man darf wohl sagen, Leidenschaftlichkeit fast gänzlich aus, welche die Diskussion tatsächlich bestimmt hatte, und diplomatisch akzentuiert sie am Unterschied von ‚Ausstellung‘ und ‚Darstellung‘ ein sozusagen museumsdidaktisches Moment. Doch verbirgt sich dahinter eine systematische Differenz, die freilich viel radikaler ist. ‚Ausstellungs‘-Stücke sind in einer Exposition in ihrer faktischen Materialität gegenwärtig, ‚Darstellungs‘-Gegenstände können in ihr auch medial vermittelt werden, durch zeichenhafte Repräsentationen – eben „die Präsentation“ nicht der Gegenstände selbst, vielmehr der auf sie verweisenden „Informationsmaterialien, Graphiken, Berichte“, Abbildungen und dergleichen mehr. Der Gegenstand

---

<sup>2</sup> Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden: Integrationskommission, Protokoll der 7. Sitzung am 7. und 8. Februar 1996, S. 3. – Demgemäß hat die Integrationskommission in der Festlegung von „Struktur und Organisation der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden“, welche als Anhang zum ministeriellen Errichtungserlaß Verbindlichkeit erlangte, formuliert: „Die SLUB wird gemäß § 6 Abs. 3 SächsLBG museale Bestände im Zentrum der Landeshauptstadt Dresden öffentlich darstellen. Zu diesem Zweck werden für die Präsentation geeignete und zweckmäßige Räumlichkeiten erforderlich. Dabei sind hohe Anforderungen an Sicherheit, Klimatisierung und Bewachung zu stellen. Ausreichende Mittel zur Bestreitung laufender Betriebskosten müssen zur Verfügung stehen.“ (Zitiert nach: SLUB-Kurier. Nachrichten aus der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden 10 [1996], H. 1/2, S. 3)

der Darstellung, das Dargestellte, kann dort, wo die Darstellung selbst stattfindet, seinerseits durchaus faktisch abwesend sein.

Die den Integrationsprozeß der wissenschaftlichen Großbibliotheken in Dresden begleitende Auseinandersetzung um Bibliothekstraditionen, Bibliothekskonzepte und bibliothekarische Selbstverständnisse hatte in den musealen Beständen der Sächsischen Landesbibliothek (die ja keineswegs mit deren wertvollen Altbeständen überhaupt gleichzusetzen sind) ein Thema ausgemacht, an dem sie sich konkretisieren konnte. Und sie hatte zuletzt in den Begriffen von Aus- oder Darstellung auch sozusagen einen Code gefunden, in dem jene prinzipielle Konfliktlinie sich formulieren ließ, welche typischerweise in institutionellen Kämpfen – und so auch hier – die bildungsbürgerlich museale Gedächtnisinstitution von der hochrationalisierten Dienstleistungseinrichtung in realitätsferner Eindeutigkeit zu unterscheiden weiß. Was aber prädestiniert in besonderer Weise gerade die ‚musealen Bestände‘ und was die Frage ihrer öffentliche Präsentation oder Repräsentation zum Konfliktfeld übergreifender Auseinandersetzungen? In der folgenden Skizze versuche ich eine Antwort auf diese Frage, eine von mehreren möglichen, die hinter den funktionalen Konflikten eine Spur sozusagen epistemologischer Differenzen ausmachen möchte, welche zu invisibilisieren eine der Möglichkeitsbedingungen der Bibliothek als institutioneller Form ist. Diese Antwort läuft auf die These zu, daß sich die Musealisierung von Schriften und Büchern – zum Beispiel im sogenannten Buchmuseum der SLUB – als paradoxe Bearbeitungsform einer Paradoxie verstehen lasse, welche die Bibliothek grundsätzlich charakterisiert, insofern sie ein Speicher auch von einstmalig hieratischer Schrift ist. Im Hintergrund steht hierbei die Annahme, es gehöre zu den Momenten des Paradoxen, „daß es zu Situationen der *Ununterscheidbarkeit* führt, zu Situationen der Oszillation zwischen zwei Polen“<sup>3</sup>: zu Bewegungen also, die sich nicht stillstellen lassen und die daher gerade in institutionellen Übergangsphasen sich anbieten als Medien der Artikulation der Veränderungsprozesse selbst.

## 2.

Was immer die Bibliothek überdies sein mag: Selbst noch in den Zeiten der digitalen Informationsverarbeitung und schon etymologisch ist kein Begriff von ihr denkbar, in welchem nicht die Ablage oder Sammlung von Büchern konzeptuell zentral wäre. Und mit den Büchern, oder genauer: mit den Einzelblättern, Rotuli, Heften, handgeschriebenen Codices und gedruckten Büchern speichert die Bibliothek Schrift. Schrift aber verstehen wir vor allem anderen als einen Gegenstand von Lektüren. Sie ist lesbar, sie transportiert Bedeutungen, indem sie das Wissen und die Rede vom Körper löst. Nahezu beliebig lassen sich vermittels der Schrift Kommunikationssituationen im Raum ausdehnen und kann Zeit als verfllossene in die Kommunikation eingebaut werden, weil dieses Medium zeichenförmig über Verweisung funktioniert, über Refe-

---

<sup>3</sup> Elena Esposito: Paradoxien als Unterscheidungen von Unterscheidungen. In: Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie, Frankfurt am Main 1991, S. 35-57, Zitat S. 37.

renz. Schrift bedeutet etwas anderes als das, was sie selbst ist. Sie verweist über jenen Unmittelbarkeitszusammenhang hinaus, in welchem sie sich ihrerseits konkret befindet, auf Abwesendes: Schrift hält, indem sie Abwesendes repräsentiert, die Abwesenheit des Abwesenden als solche präsent, die Abwesenheit dessen mithin, worum es gegenwärtig geht, und dessen, der sich gegenwärtig äußert. Dies aber heißt – und es wird im folgenden hoffentlich erkennbar werden können, warum es nötig sei, hier bis auf diese prinzipielle Ebene zurückzugehen: Schrift ist eine Form der *Repräsentation* und sie setzt daher die kategoriale Unterscheidung von *Präsenz* und *Absenz* voraus.

Wenn sich etwas von selbst zu verstehen scheint und heutzutage als prinzipielle Tatsache behandelt werden kann, welche historischem Wandel seit der Erfindung der Schrift selbst nicht mehr unterworfen ist, dann wäre dies der repräsentationelle Status von Schrift: ihre Lesbarkeit. Und in jedem Akt der Lektüre, wenn wir die Bedeutung von Schrift entziffern, indem wir unsere Aufmerksamkeit nicht auf die Schriftlichkeit der Schrift selbst einstellen, sondern vielmehr imaginativ deren Verweisungen auf Absentes nachgehen: Immer wird diese Differenz von Anwesenheit und Abwesenheit reproduziert und stabilisiert. Schließlich die Bibliothek als Speicher von Speicherschriften wie Schriftspeichern (nämlich Büchern, digitalen Dateien usw.) und als Ort der Lektüre ist, so kann man sagen, in dem angedeuteten prinzipiellen Sinne selbst auf dem Fundament dieser Unterscheidung errichtet. Ohne die uns völlig selbstverständlich scheinende Differenz von Präsenz und Absenz könnte es jenen Typus von Speichern, den wir Bibliothek nennen, nicht geben.

So selbstverständlich freilich diese Unterscheidung in der uns geläufigen Form erscheinen mag: Die Verhältnisse von Gegenwärtigem und Abwesendem unterliegen kulturellem Wandel, die Grenzen zwischen hier und dort können driften und es gibt die Gleichzeitigkeit der systematisch ungleichzeitigen Koordinationsformen von Präsentem und Absentem. Demgemäß erweist sich bei näherem Zusehen auch ein für selbstverständlich und für selbstverständlich universal gehaltener Begriff von Schrift als ein in Wahrheit ebenso befragbarer wie zugleich partikularer. Illustrieren mag das zunächst eine Geschichte zu einem der wichtigsten Exponate des Dresdner Buchmuseums<sup>4</sup>, zu einem Objekt also, das in der Bibliothek weniger zum Zweck der Lektüre bereitgehalten und auch nicht zeichenhaft bloß dargestellt, sondern vielmehr konkret in seiner Materialität ausgestellt wird. Die Geschichte erzählt von jenem Spannungsverhältnis zwischen magischer Schriftpraxis und Bibliothek, das uns gegenwärtig beschäftigt.

---

<sup>4</sup> Vgl. Katrin Nitzschke: *Museum usui publico patens*. Das Buchmuseum der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden. In: *Hellerau-Almanach* 4 (1997), S. 21-33; dies.: *Das Buchmuseum – Schaufenster oder Lehrschau? Ausstellungskonzepte der SLB 1952–1989*. In: Jürgen Hering (Hrsg.): *Tradition und Herausforderung*. Aus der Arbeit der Sächsischen Landesbibliothek zwischen 1960 und 1990. Dresden 2000 (Schriftenreihe der SLUB; 1), S. 109-116 (mit der einschlägigen älteren Literatur). – Die in der Geschichte der Konzeptionen des Dresdner Buchmuseums stets merkliche Spannung zwischen ‚Schaufenster‘ und ‚Lehrschau‘ präfiguriert übrigens eben jene systematische Differenz zwischen ‚Ausstellung‘ und ‚Darstellung‘, welche in der Gründungsphase der SLUB erneut, und vermutlich nicht zum letzten Mal, virulent geworden ist.

## 3.

Octavio Ruiz<sup>5</sup> ist ein siebenunddreißigjähriger Indio aus dem Maya-Volk der Tzotzil, der nach einem Studium der Veterinärmedizin und Ethnologie als Lektor für Französisch und Spanisch an einem College in Minneapolis, Minnesota, arbeitet. Er stammt aus dem Dorf Zinacantan in der mexikanischen Provinz Chiapas und hat lange gespart, um das Geld für eine Flugreise nach Europa zusammenzubekommen. Sie dient dazu, im März des Jahres 2001 im Buchmuseum der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden den sogenannten *Codex Dresdensis* – ja, was? – anzuschauen, zu besichtigen, zu besuchen, zu berühren.

Bei diesem Manuskript der Mayas handelt es sich freilich nicht um einen Codex im technischen Sinne, sondern um einen auf das 12. bis 14. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung datierten, beidseitig beschriebenen Leporello aus dem Bast eines Feigenbaumes, der sich seit 1739 in Dresden befindet und seit der Amtszeit des Oberbibliothekars Constantin Carl Falkenstein (1801-1855) aufgeklappt zwischen Glasscheiben konserviert wird. Aufgezeichnet ist in dieser Handschrift anscheinend vor allem mythisch-astronomisch-kalendarisches Wissen<sup>6</sup>, das freilich stets auf die Praktiken der Lebensbewältigung, auf Ackerbau, Jagd und religiöse Kulte bezogen bleibt: Wetterprognosen, astrologische Einflüsse, Datierungen für rituelle Praktiken oder den Untergang der Welt durch eine Überschwemmungskatastrophe im Jahre 2012 unserer Zeitrechnung lassen sich heute etwa identifizieren. Freilich: Alles wissenschaftliche Wissen über altindianische Kulturen und präkolumbianische Schrift- und Bildsysteme reicht nach wie vor nicht hin, die vollständige Lesbarkeit des Manuskriptes zu sichern. Die „Maya-Silbenschrift, die [...] typologisch der mesopotamischen Keilschrift oder der ägyptischen Hieroglyphenschrift ähnelt“, bleibt unverändert in vielem unverständlich, so „daß von einer wirklichen Entzifferung wie im Falle der genannten altorientalischen Schriftsysteme [...] keine Rede sein kann.“<sup>7</sup>

Octavio Ruiz freilich ist keineswegs in einer Funktion nach Dresden gekommen, die man im System westlicher Wissenschaften, die zugleich eine Wissensordnung des amerikanischen Veterinärs, Völkerkundlers und Collegelektors sind, diejenige eines Altamerikanisten mit dem Spezialgebiet Maya-Überlieferung nennen würde. Die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen um die Interpretation des Maya-Codex sind für diesen Besucher ohne Bedeutung, obwohl auch er keineswegs in der Lage ist, die Schriftzeichen zu enträtseln. Ruiz verfolgt keine historischen Interessen und auch keine

<sup>5</sup> Ich erzähle diese Geschichte nach einer Reportage von Claus Biegert: Mit den Augen der Fledermaus. Reise zu den Wurzeln der eigenen Vergangenheit – Ein Indio aus Mexiko pilgert zur ältesten Maya-Handschrift nach Dresden. In: Süddeutsche Zeitung Nr. 98 vom 28./29.4.2001, S. VI (hier-nach auch die nachfolgenden Zitate).

<sup>6</sup> Über den aktuellen Stand der Forschung zum *Codex Dresdensis* informieren Michel Davoust: Un nouveau commentaire du Codex de Dresde, *Codex hiéroglyphique maya du XIV<sup>e</sup> siècle*. Paris 1997; Johann Tischler: Zum Dresdner Maya-Codex. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden* 47 (1998), H.1, S. 77-81; sowie die kontinuierlich aktualisierte URL der Bibliothek: <http://www.tu-dresden.de/slub/proj/maya/maya.html#lit>

<sup>7</sup> Tischler, a.a.O., S. 78.

politischen, etwa als zapatistischer Politiker, der sich um die Rückgabe von in kolonialer Vergangenheit geraubten Kulturgütern – von ‚Beutekunst‘ – bemühte.<sup>8</sup> Für den aus Minnesota angereisten Besucher zählt vielmehr allein, was er im Buchmuseum der SLUB unmittelbar greifen kann. Ruiz hat seine Reise unternommen, weil die Handschrift, wie er sagt, „einsam“ ist. Seit zwanzig Jahren schon ist er im Besitz geweihter Kräuter, die er von den Ältesten seines Stammes zu dem nun sich erfüllenden Zweck erhielt, die Verbindung der Handschrift in Dresden mit ihrem Volk in Amerika zu erneuern. Ruiz bittet daher das Bibliothekspersonal, ihn mit der Handschrift allein zu lassen, damit er in ihr seine Ahnen mit einem Gebet grüßen könne. Anschließend übergibt er dem Bibliothekar die geweihten Kräuter, die künftig bei dem Manuskript aufbewahrt werden sollen. Der Besucher ist also nach Europa gekommen, „um mit dem Codex zu sprechen“ und um, wie er sagt, „den Kontakt meines Volkes zu dem Zeugnis meiner Urahnen herzustellen. Der Codex darf nicht so lange allein sein. Er muss von den Menschen besucht werden, aus deren Mitte er stammt.“

Die Dresdner Maya-Handschrift ist in einem solchen Praxiszusammenhang offenkundig ein kategorial anderer Schriftsachverhalt als etwa in den Entzifferungsversuchen der Sprachwissenschaftler. Diese können im epistemologischen Rahmen bibliotheksgestützter universitärer Wissenschaft nicht sinnvoll, ernsthaft und anscheinend ganz unmetaphorisch von der Handschrift sagen, was Octavio Ruiz von ihr sagen kann: daß sie einsam sei; daß es darauf ankomme, Kontakt mit ihr real herzustellen, und zwar auch um den Preis einer Reise um die halbe Welt; daß man mit dem ‚Buch‘ sprechen könne. Es kann von der Handschrift also sehr unterschiedlicher Gebrauch gemacht werden, und abhängig von den unterschiedlichen Formen solchen Gebrauchs, so wird man sagen müssen, besitzt sie offenbar verschiedene und miteinander inkommensurable Status. Von der Einsamkeit des Codex zu sprechen, dies setzt voraus, ihn als etwas in gewissem Sinne anthropomorph Belebtes aufzufassen. Es setzt damit zugleich voraus, daß die Schrift und der Schriftträger selbst belangvoll seien, und dies nicht allein als ein medialer Speicher, der gegenüber dem gespeicherten Wissen im Grunde beliebig bliebe. In Praxisformen jener Art, für welche hier beispielsweise die Geschichte von Octavio Ruiz eintreten mag, ist die Materialität von Schrift und Codex nicht aus dem Blick gebracht wie eine Hülle bloß, die stets durchstoßen werden muß im Durchblick auf den Text und seine Bedeutung und deren Gegenstände. Hier ist diese Materialität selbst wichtig genommen – begriffen –, weil in ihr etwas Abwesendes nicht nur repräsentiert wird, wie in Sprache und Text, sondern weil es in ihr präsent ist: die Ahnen und ihre Welt. Deswegen kommt es auf die Möglichkeit zum körperlichen „Kontakt“ oder doch zumindest auf die Chance an, den eigenen Körper und denjenigen der Schrift räumlich zueinander zu bringen. Und gleichermaßen bedeutsam ist es im Gegenzug für das Manuskript, daß seine Einsamkeit unterbrochen werde durch die Herstellung

---

<sup>8</sup> Zu der erst seit seiner Erwerbung durch den Bibliothekar Johann Christian Götze 1739 in Wien bekannten Geschichte des Manuskripts vgl. Helmut Deckert: Zur Geschichte der Dresdner Maya-Handschrift. In: Codex Dresdensis. Sächsische Landesbibliothek Dresden (Mscr. Dresd. R 310). Vollständige Faksimile-Ausgabe des Codex im Originalformat. Graz 1975 (Codices selecti; 54), S. 13-46.

körperlicher Kopräsenz mit jemandem, in dem sich jene Welt heute verkörpert, die in der Materialität der Schrift noch ungebrochen anwesend zu sein vermag.

Man kann dies übrigens auch dort sehen, wo es neben dem räumlich-körperlichen Miteinander denn doch um die Rede geht. Selbst in dieser Hinsicht ist die Dresdner Maya-Handschrift für Ruiz nämlich nicht als ein Speicher von Sprache relevant, der etwa zu seinem Leser, wie man metaphorisch sagen mag, spräche. Vielmehr fungiert die Schrift umgekehrt als Adressat von Rede: Der Indio spricht mit ihr, und auch dabei noch scheint entscheidend, daß seine Rede als mündliche nicht vollständig vom Körper des Sprechenden sich ablöst, daß also nicht allein die Rede beim Manuskript ist, sondern auch der Körper des Redenden. Es hätte anders ausreichen können, mit der Handschrift ein transatlantisches Telefongespräch zu führen. Daß aber jede solche Vorstellung lächerlich wirken kann oder mißverständlich zu sein droht als geschmackloser Versuch des Lächerlichmachens einer fremden Möglichkeit von Weltkonstitution, dies läßt am konkreten Beispielfall unübersehbar werden, wie grundsätzlich die kulturelle Differenz ist zwischen einerseits jener Praxisform und dem von daher sich bestimmenden Status der Handschrift, wie sie im Handeln von Octavio Ruiz vorliegen, und andererseits den Praxisformen und Schriftstatus der Lektüre, welche in der Bibliothek im Umgang mit der Schrift selbstverständlich unterstellt werden können.

#### 4.

Was die Geschichte von Octavio Ruiz und dem *Codex Dresdensis* im Allgemeinen zeigt, ist dies: Es gibt kulturelle Konstellationen, in denen die Funktionsmöglichkeiten von Schrift über ihre Lesbarkeit hinausreichen und jenseits vertrauter Formen der Unterscheidung von Präsenz und Absenz liegen können. In solchen Konstellationen mag sich okkasionell die Frage stellen, ob die Schrift in Akten der Lektüre als Medium der Repräsentation von Abwesendem behandelt werden solle, oder ob nicht vielmehr ein Handlungszusammenhang vorliege, in welchem sie als Instrument der Produktion von unmittelbarer Präsenz funktioniert. Es sind die Traditionen hieroglyphischer, heiliger, kabbalistischer, kultisch-liturgischer Schriftverwendung<sup>9</sup>, in denen sich derartige Unterscheidungen und Entscheidungssituationen einstellen: Diese – mit einem analytisch gemeinten Wort: magischen – Traditionen wissen von einer spezifischen Unlesbarkeit der Schrift. Sie wissen von einer Schrift, die nicht allein dazu dient, auf etwas Abwesendes als Abwesendes zu verweisen, sondern die vielmehr auch bewirken kann, daß ‚unter uns‘ im ‚hier‘ und ‚jetzt‘ Abwesendes real selbst gegenwärtig werde – zum Beispiel die Ahnen oder ein unvertraut Numinoses, ein Heiliges, ein Göttliches. Buchstabenzauber oder Menetekel, Runenmagie, sogenannte Speisebildchen, Zauber- und Orakelbücher, mittelalterliche liturgische Codices<sup>10</sup>, Offenbarungsschriften:

<sup>9</sup> Vgl. die Überblicke bei Harald Haarmann: *Universalgeschichte der Schrift*. Frankfurt am Main, New York <sup>2</sup>1991, bes. S. 69 ff.; Aleida Assmann, Jan Assmann: Art. Schrift I. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* 8 (1992), Sp. 1417-1429, hier Sp. 1426 f.

<sup>10</sup> Reiches Material zur magischen Seite dieser für wissenschaftliche Bibliotheken wichtigen Buchklasse jetzt bei Klaus Schreiner: *Buchstabensymbolik, Bibelorakel, Schriftmagie. Religiöse Bedeutung und lebensweltliche Funktion heiliger Schriften im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*. In:



Magisch sind sie in diesem Sinne, daß sie in der Immanenz ein (physisch oder metaphysisch) Transzendentes anwesend sein lassen können. Derartige Schrift stammt aus einem Jenseits der Unterscheidung von Präsenz und Absenz her oder dient dazu, diese Unterscheidung zu durchkreuzen. Und so sehr es sich in solchen Fällen immer um Schrift handelt, die überdies auch noch lesbar wäre: Ihre spezifisch magische Qualität wird erst dann ‚greifbar‘, wenn man sie gerade nicht lesend zu ‚begreifen‘, sondern erst, wenn man sie konkret physisch zu berühren versucht. Darum ist Octavio Ruiz nach Dresden gereist, deswegen nimmt der alttestamentarische Prophet die göttliche Schriftrolle essend in seinen Leib auf (Hesekiel 2.8ff.), deswegen muß man die Buchenstäbe mit der Hand staben, die liturgischen Bücher sich auf den Nacken legen oder sie küssen usw.: „Und ich nahm das Büchlein aus der Hand des Engels und verschlang’s. Und es war mir süß in meinem Mund wie Honig, und als ich’s gegessen hatte, war es mir bitter im Magen.“ (Apoc. 10.10) Solcher Gebrauch stellt nicht lesend auf die Bedeutung von Schrift sowie auf die Unterscheidung von Anwesenheit und Abwesenheit ab. Er richtet sich physisch auf die Magie ihrer ‚Materialität‘, welche für den Moment jene Unterscheidung hinfällig sein läßt.

Übrigens könnte man derartige Praktiken freilich als belanglose Archaismen beiseite tun, die in einer modernen Wissensgesellschaft allenfalls noch einen residualen Ort besäßen. Doch versperrte man sich, um von allen anderen Aspekten solcher Borniertheit zu schweigen, dann zugleich das Verständnis von weniger leicht zu ignorierenden Sachverhalten: Auch die Praxis der Tätowierung, die Beglaubigungsleistung jeder eigenhändigen Unterschrift und das symbolische Kapital von Autogrammkarten, ja selbst der terroristische Versuch, Bedeutungen auszulöschen durch das Verbrennen von Büchern: Dies und anderes zehrt noch immer in der einen oder anderen Weise von solchen nicht-repräsentatorischen Dimensionen, von einer Kraft der Schrift, Abwesendes gegenwärtig werden zu lassen. Und gleiches gilt ebenso für Autographen, von deren Aura manche Antiquare, die Hersteller von Bibliothekstresoren und Papierentsäuerungsanlagen oder Schadensversicherungen ebenso leben wie die Kultur des Stammbuchs und noch seine späte Schwundform, das Poesiealbum. Einer der größten Autographensammler der deutschen Literaturgeschichte hat dies 1812 in einem Brief (vermittels einer unserer Differenzierung von Lesbarkeit und Unlesbarkeit insofern gleichgerichteten Unterscheidung von Sinnhaftigkeit und Sinnlichkeit) so formuliert: „denn da mir die sinnliche Anschauung durchaus unentbehrlich ist, so werden mir vorzügliche Menschen durch ihre Handschrift auf eine magische Weise vergegenwärtigt.“<sup>11</sup>

---

Horst Wenzel, Wilfried Seipel, Gotthart Wunberg (Hrsg.): Die Verschriftlichung der Welt. Bild, Text und Zahl in der Kultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Wien, Mailand 2000 (Schriften des Kunsthistorischen Museums; 5), S. 59-103; ders.: Das Buch im Nacken. Bücher und Buchstaben als zeichenhafte Kommunikationsmedien in rituellen Handlungen der mittelalterlichen Kirche. In: Horst Wenzel, Wilfried Seipel, Gotthart Wunberg (Hrsg.): Audiovisualität vor und nach Gutenberg. Zur Kulturgeschichte der medialen Umbrüche. Wien, Milano 2001 (Schriften des Kunsthistorischen Museums; 6), S. 72-95.

<sup>11</sup> Johann Wolfgang von Goethe: Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche. II. Abteilung: Briefe, Tagebücher und Gespräche. Hrsg. von Karl Eibl [u.a.], Bd. 7: Von 1812 bis zu Christianes Tod. Hrsg. von Rose Unterberger. Frankfurt am Main 1994 (Bibliothek deutscher Klassiker; 101), S. 58.

Es hat vermutlich keineswegs allein finanzielle Gründe, daß Bill Gates abendländische Handschriften sammelt.

## 5.

Mit den eben angestellten Überlegungen freilich sind die Elemente der angekündigten Paradoxie beieinander. Wie nämlich, so wäre zu fragen, kann es eine die Unterscheidungen von Präsenz und Absenz durchkreuzende hieratische Schrift – oder: Schrift, die noch immer von der Kraft magischer Gegenwärtigsetzungen zehrt – , wie kann es sie in der Bibliothek geben, wenn es die Bibliothek selbst, wie zu sehen war, ohne jene Unterscheidung systematisch gar nicht geben kann. So wenig der in dem oben skizzierten Sinne magische Gebrauch des Manuskripts in einer anderen Einstellung die Lesbarkeit der Schrift für Octavio Ruiz ausschließen muß, so prinzipiell unterbindet die Herstellung der Lesbarkeit der Schrift und der Bücher in der Bibliothek dort ihre magische Verwendung. Octavio Ruiz' Besuch beim und seine physische Praxis im Umgang mit dem *Codex Dresdensis* ist offenkundig nur als eine von den Bibliothekaren auf der Ebene des Persönlichen bewirkte Ausnahme möglich, die die Prinzipien der Bibliothek als Institution gerade unterläuft. Denn wohl wird, jedenfalls solange sie noch keine gänzlich virtuelle ist, in der Bibliothek die Materialität der Schrift und Schriftträger aufbewahrt. Doch geschieht dies paradoxerweise so, daß es gerade nicht auf diese Dinglichkeit ankommt, vielmehr allein auf die Lesbarkeit der Schrift; deutlich ließe sich dies auch etwa an den Argumentationsmustern bibliothekarischer Diskussionen über Mikroformen und digitale Speichermedien zeigen.<sup>12</sup>

Die systematische Antwort auf die eben gestellte Frage lautet also: Als hieratisch-magische kann es die Schrift in der Bibliothek im Prinzip überhaupt nicht geben oder doch nur als eine, die von ihren magischen Qualitäten längst abgeschnitten ist. Die Einspeicherung solcher Schrift in die Bibliothek beraubt sie ihrer einstmaligen Kraft, verkürzt sie auf die Funktion der Speicherung von Texten, welche allein noch gelesen, keinesfalls aber mehr magisch-materialiter gebraucht werden können (auch im Falle des Zauberspruchs nicht). Um ein Ort der Textlektüre sein zu können, muß die Bibliothek jene ihr fremde Schriftpraxis ausschließen. Sie verwandelt deren Objekte notwendig in „Kulturgut“, welches „das Totem der aufgeklärten Gesellschaft“ ist.<sup>13</sup> Mit der hieratischen Schrift in der Bibliothek verhält es sich mithin so wie mit dem magischen Fetisch im Völkerkundemuseum: Beide sind hier nicht mehr Instrumente einer Bemächtigung des Fremden, Abwesenden, Numinosen, Göttlichen, sondern ihrerseits Gegenstände eines Zugriffs geworden, der sie aus präsenzsetzenden Sachverhalten transformiert in Repräsentationen von etwas, was sie selbst nicht sind.

Dies indes bliebe wie am Fetisch so an der Zauberschrift bemerkbar: Dem Bestand der Bibliothek inkorporiert, verkörperte sie nichts Abwesendes mehr, sondern allein

<sup>12</sup> Vgl. etwa die Polemik von Nicholson Baker: *Double Fold. Libraries and the Assault on Paper*. New York 2001.

<sup>13</sup> Beat Wyss: *Habsburgs Panorama. Zur Geschichte des kunsthistorischen Museums in Wien*. In: Gert Melville (Hrsg.): *Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart*. Köln, Weimar, Wien 2001, S. 559-567, Zitat S. 561.

noch den Verlust derartiger Verkörperungsmöglichkeiten. Sie halte das Abhandengekommensein einer magischen Kraft gegenwärtig und darin eine Art von Trauer wach – wenn nicht ein schlechtes Gewissen. In der Bibliothek wäre die ehemals magische Schrift in einem kategorial sehr grundsätzlichen Sinne nämlich ‚Beutekunst‘: ein kolonisiertes Fremdes, das in einer bestimmten und einstmals bestimmenden Dimension unausweichlich fremd bliebe. Jedenfalls wäre dem so, verfügte nicht die Bibliothek über institutionelle Mechanismen, jenen Verlust zu verdecken. Einer dieser Mechanismen und derjenige, um den es hier geht, ist nicht die Darstellung der Schrift in schriftlichen und bildlichen Repräsentationen, jedoch ihre Ausstellung: die Musealisierung der hieratischen Schrift. Dabei nämlich handelt es sich um eine Einrichtung, welche die Lesbarkeit der Schrift, auch wenn sie magisch wirksam längst nicht mehr ist, doch noch immer blockiert.<sup>14</sup>

Lesen ist eine Form der Verfügung über Schrift. Man kann daher sagen: Insofern sie die Materialität der Schrift speichert zum Zwecke der Lektüre der Texte, insofern ist für die Bibliothek das Prinzip der (sei es auch aus finanziellen, organisatorischen oder konservatorischen Gründen begrenzten) Zugänglichkeit und Verfügbarkeit der Bücher konstitutiv.<sup>15</sup> Dieses Prinzip wird vom Buchmuseum außer Geltung gesetzt. Es stellt die Materialität der Schrift aus zu einem Zweck, der mit ihrer Lesbarkeit nicht mehr in einem direkten Zusammenhang steht. Zugleich aber demonstriert es diese krude Materialität als eine unverfügbare – als Schatz, Zimelie, Kostbarkeit – und dieserart verwandelt es die Schriftdinge in auratische Objekte.

Diese Verwandlung tritt an den ehemals magischen Schriften besonders deutlich hervor. Denn die museale Aura der bibliothekarischen Dingobjekte ist zur Gänze eine andere, als es diejenige war, die sie als hieratische einst besessen hatten; in diesem Sinne könnte von einer primären eine sozusagen sekundäre Aura unterschieden werden, die jene substituiert und für ihren Verlust in der Bibliothek entschädigen soll. Die kompensatorisch-sekundäre Aura der Schriftmaterie nämlich entsteht im Buchmuseum nicht mehr, wie noch im magischen Gebrauch, dadurch, daß in der konkreten physischen Kontiguität von Körper und hieratischer Schrift die Unterscheidung von Anwesenheit und Abwesenheit fallweise aufzuheben wäre. Sie entsteht vielmehr genau umgekehrt daraus, daß eine Schrift, in welcher nichts Abwesendes mehr gegenwärtig werden könnte, jeder Berührung gerade entzogen, daß der ‚Zugriff‘ „vom ‚Haptischen‘ zum ‚Optischen‘“<sup>16</sup> verschoben wird. An der sekundären Auratisierung vordem magisch wirkräftiger Schriften zeigt sich das Prinzip jeder Musealisierung des kulturell und epistemologisch Fremden: „Das Museum macht die Fetische unberührbar: Sie werden ästhetisch erhöht als Werke der Kunst, die nur dem Auge vorbehalten sind. Allerdings

---

<sup>14</sup> Ein der Musealisierung funktionsäquivalenter, komplementärer Mechanismus wäre etwa die Faksimilierung: Die Herstellung einer Lesbarkeit der Schrift um den Preis der Substitution ihrer ursprünglichen durch eine andere, technisch reproduzierte Dinglichkeit.

<sup>15</sup> Und dieses Funktionsprinzip, zu dem jedes Geheimnis, jede Aura im Widerspruch stünde, gilt ungeachtet der Tatsache, daß seine Realisierung in den intransparenten und labyrinthischen Strukturen aller konkreten Bibliotheken selbstverständlich prekär ist; vgl. Nikolaus Wegmann: *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*. Köln, Weimar, Wien 2000.

<sup>16</sup> Wyss, a.a.O., S. 562.

entschärft aber die Idealisierung der Dinge ihren Zauber; die Magie der Ermächtigung durch Berühren wird hinter Glas, in Vitrinen, durch Alarmanlagen gebannt. Im Museum verdampft die inhaltliche Bedeutung [im Sinne von auch magischer Bedeutsamkeit, P.S.] der Gegenstände: Sie werden zu Formen, welche die einstigen Kult- und Gebrauchsobjekte zu Chiffren geschichtlicher Erfahrung machen.<sup>17</sup> Eben so verhält es sich auch im Falle des *Codex Dresdensis*: Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde er in einem gläsernen Schaukasten – einem sogenannten ‚Montre‘ – verwahrt, seit der Eröffnung des von Erhard Kästner konzipierten Buchmuseums am 11. Mai 1935 gehört er zu dessen exponiertesten Exponaten.<sup>18</sup>

Für den Sonderfall der Musealisierung von Schrift wäre diesen Überlegungen freilich hinzuzufügen: Das Buchmuseum macht nicht allein jederlei Schrift, auch die ehemals magische, unberührbar. Es blockiert, so war bereits gesagt worden, auf der anderen Seite zugleich auch ihre Lesbarkeit; und im Hinblick darauf ist die Maya-Handschrift, insofern sie kein Buch (mehr) ist, selbstverständlich eine Ausnahme. In der Regel nämlich zeigt die Vitrine den Körper des Buches als Ganzen, dessen Text aber lediglich in dem Ausschnitt der fallweise aufgeschlagenen Doppelseite. Jene sinnkonstitutiven Zusammenhänge des ‚ganzen Textes‘, die für ein Verständnis der ausgestellten Schrift typischerweise notwendig sind, liegen stets im Dunkeln, weil das Umblättern unmöglich ist. Der ausgestellte Text ist jeweils ein ausgeschnittener, der Schaukasten zeigt das Buch als ein geöffnetes, zugleich aber seinen Inhalt als verschlossenen. So wenig die musealisierte Schrift also zum Moment magischer Gegenwärtigkeit von Abwesendem werden kann, so wenig doch zugleich zum Medium einer den repräsentatorischen Verweisungen des Textes folgenden Lektüre. Die vor dem magischen Schrift bleibt im Buchmuseum systematisch sozusagen in der Mitte zwischen den Positionen des fetischhaften und des bibliotheksmäßigen Schriftgebrauchs stecken. Wenn denn hier, und nur für einen Augenblick, das teleologische Schema des ‚Vom Mythos zum Logos‘ anzitiert werden dürfte, dann könnte man daher sagen: Hieratische Schrift im Buchmuseum ist ‚nicht mehr‘ eine Form der Präsentsetzung von Abwesendem und sie ist ‚noch nicht‘ eine Form der zeichenhaften Verweisung auf es. Die Exposition im Buchmuseum stellt die ‚Ausstellungs‘-Stücke nicht dar, sondern aus. Doch ist in ihnen nichts gegenwärtig als ihre faktische, ihre krude Materialität: Bücher-Schätze. Es scheint daher das Anstaunen dieser Materialität mit offenem Mund nicht allein die typische, sondern auch die sachlich angemessene Form der Reaktion auf die musealisierte Schrift zu sein: eine Verhaltensform, die von keiner nicht-lesenden Schriftpraxis etwas weiß und doch zugleich zu einer Lektüre nicht gelangen kann.

In diesem hier skizzierten Sinne könnte man möglicherweise sagen, daß das Buchmuseum einerseits jene epistemologischen Ordnungen, in denen mit einem magischen Gebrauch hieratischer Schrift zu rechnen wäre, weit hinter sich gelassen hat, daß es allein als ein Teil der Bibliothek denkbar ist, und daß es andererseits jedoch zugleich als ein solcher Teil das in der Bibliothek institutionalisierte Prinzip der Lesbarkeit von

<sup>17</sup> Ebd., S. 563.

<sup>18</sup> Vgl. Nietzsche: *Museum usui publico patens*, a.a.O., S. 22 f., 26.

Schrift negiert. Der Blick auf die kategorialen Bestimmungen dieser Institutionen zeigt also, daß mit dem Buchmuseum ins Innerste der Bibliothek deren Anderes eingebaut und solcherart eine paradoxe Struktur etabliert ist. Jede Beobachtung dieser Struktur führt in die Schleifen einer oszillierenden Gedankenbewegung, die sich wohl abbrechen, doch nicht stillstellen läßt. Daß ihre Virulenz um so spürbarer wird, je mehr die Bibliothek als Ganze, wie etwa in einer Phase ihrer Neugründung, noch fragil scheint und in ihrer aktuellen Konzeption disponibel: Dies mag nicht unverständlich sein. Entscheidend ist daneben allerdings auch eine aus der allgemeinen Institutionentheorie<sup>19</sup> stammende Einsicht, die sich am Fall von Büchersammlungen erneut bestätigt: Die Leistungsfähigkeit wie die Lebendigkeit von Institutionen beruht nicht zuletzt darauf, daß sie eben spezifisch stabilisierte Balancen solcher prinzipieller Spannungen organisieren, wie sie hier zwischen den Prinzipien der Bibliothek und denjenigen des Buchmuseums zu beobachten waren.

---

<sup>19</sup> Vgl. Karl-Siegbert Rehberg: Weltrepräsentanz und Verkörperung. Institutionelle Analyse und Symboltheorien. Eine Einführung in systematischer Absicht. In: Melville (Hrsg.): *Institutionalität*, a.a.O., S. 3-49, hier S. 13ff.